

**HEYNE
HARD
CORE**

JOHN LYDON
MIT ANDREW PERRY

ANGER IS AN ENERGY

MEIN LEBEN UNZENSIERT

Aus dem Englischen von
Clara Drechsler, Harald Hellmann
und Werner Schmitz

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
ANGER IS AN ENERGY. MY LIFE UNCENSORED
bei Simon & Schuster UK Ltd, A CBS COMPANY

Unter www.heyne-hardcore.de finden Sie das komplette Hardcore-Programm,
den monatlichen Newsletter sowie unser halbjährlich erscheinendes
CORE-Magazin mit Themen rund um das Hardcore-Universum.

Weitere News unter www.facebook.com/heyne.hardcore



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier EOS
liefert Salzer Papier, St. Pölten, Austria.

Copyright © 2014 by John Lydon
Copyright © 2015 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Redaktion: Thomas Brill und Jürgen Teipel
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München, nach dem Konzept
und der Art Direction von John Rambo und Scott Murphy
Frontcover Fotografie © Paul Heartfield
Rückseiten Fotografien © Jørgen Angel (oben), Maureen Baker (unten)
Vor- und Endsatz © Kari Kuukka, Rock Summer Festival, Tallinn, Estonia,
26. August 1988
Gesetzt bei Schaber Datentechnik, Wels
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany

ISBN: 978-3-453-26977-4

www.heyne-hardcore.de

Die Lydons. Ich kann meiner Familie nicht groß für meine Karriere danken, weil ich sie mir selbst gemacht habe, aber ich kann ihr dafür danken, mir immer zur Seite gestanden zu haben. Danke.

Nora. Die Liebe meines Lebens. Meine beste Freundin.

Die Streitereien sind schon wunderbar, aber die Versöhnungen sind noch besser. Du gibst mir nichts als Liebe und Halt. Ich hoffe, ich kann es Dir zurückzahlen.

Danke

Dieses Buch widme ich der Integrität.



INHALT

	EINLEITUNG:	
	MAY THE ROAD RISE WITH YOU	11
1	BORN FOR A PURPOSE	21
	Roots And Culture	59
2	DAS ERSTE INNENKLO	72
3	JOHNNY ZIEHT AN, WAS ER WILL	108
	Fußball ist unser Leiden	137
4	REIN INS INFERNO	141
	Komm in meine Arme! #1	181
5	KÄMPFEN ODER UNTERGEHEN	188
	Wer zensiert den Zensor? #1	
	Richtet nicht, auf dass ihr nicht gerichtet werdet	234
6	GETTING RID OF THE ALBATROSS	236

7	MIT HAMMER UND MEISSEL AN DIE BÜCHSE DER PANDORA	273
	Wer zensiert den Zensor? #2 Rumgelaber	308
8	JUST BECAUSE YOU'RE PARANOID IT DOESN'T MEAN THEY'RE NOT OUT TO GET YA	316
	Komm in meine Arme! #2	348
9	ES GEHT NICHTS ÜBER VERÄNDERUNG	352
	Wer zensiert den Zensor? #3 Oh Lord, Please Don't Let Me Be Misunderstood	394
10	DU HÖRST NICHT AUF	401
11	JOHNNY CUCKOO	439
	Wer zensiert den Zensor? #4 Wollt ihr meinen Körper?	477
12	YOU CAN LOOK TO THE FUTURE WHEN YOU'RE CONFIDENT	486
	Komm in meine Arme! #3 Nora, meine »reiche Erbin«	524
13	DIE NATUR ENTDECKT MICH	532
14	GESCHICHTE UND LEID ... ALS GESCHENK	564
	Wer zensiert den Zensor? #5 Passiver Widerstand	583

15	DEEPER WATER	594
	DER ULTIMATIVE TON	631
	DANK	633
	INDEX	638

EINLEITUNG

MAY THE ROAD RISE WITH YOU

Wut ist Energie. Und was für eine. Eine prägnantere Zeile als »Anger is an energy« habe ich wohl nie geschrieben. Als mir damals die Idee zu »Rise« kam, hätte ich nie gedacht, dass der Song mich und alle, die ihn später hören sollten, derart aufwühlen würde.

Es war eigentlich ein Schnellschuss, eine spontane Reaktion auf die grauenhaften Berichte aus Südafrika, die ich auf CNN gesehen hatte. »They put a hotwire to my head, because of the things I did and said« – damit sind die Foltermethoden des Apartheidregimes gemeint.

Bei solchen Berichten konnte man das Gefühl haben, diese Realität wäre unabänderlich. »Anger is an energy« soll in diesem Zusammenhang bedeuten: Wut muss nichts Negatives sein, man muss sie nicht runterschlucken, sondern kreativ nutzen. Dazu gibt es noch einen zweiten Refrain: »May the road rise with you«. Als ich klein war, war das der Standardpruch von Mum und Dad – und der Hälfte unserer Nachbarn, die ebenfalls Iren waren. »May the road rise with you

and your enemies always be behind you.« Soll heißen: »Gib niemals die Hoffnung auf«, und dass sich Probleme auch gewaltlos ausräumen lassen. Wut muss sich nicht unbedingt in Gewalttätigkeit entladen. In Südafrika hat man schließlich eine relativ friedliche Lösung gefunden. Wenn man etwas eigentlich Negativem wie Wut einen positiven Impuls gibt, kann das genügen, um etwas zum Besseren zu bewegen.

Nach dem Erscheinen Anfang 1986 wurde »Rise« zur Hymne, während die Presse mich gerade erst für »erledigt« erklärt hatte. Wut *ist* eine Energie.

Wenn ich das Stück heute auf der Bühne singe, geht mir das durch und durch, weil direkt die Verbindung zum Publikum da ist. Ich erlebe richtig melodramatische Reaktionen, dass Leute sich mit der Aussage total identifizieren und mir das auch zeigen. So was verschlägt dir den Atem. Wenn ich das Publikum singen höre, bin ich manchmal so überwältigt, dass ich selbst zu singen vergesse. Genau das verstehe ich unter wahren Erfolg: eine Message, die von allen Menschen verstanden wird. Die Wut in mir ist der eigentliche Antrieb, Songs zu schreiben. Manchmal kann ich beim Schreiben komplett ausrasten. Falls mir da irgendeine Muse die Hand führt, muss sie echt hart drauf sein. So was kommt ja nicht aus dem Nichts – es fließen viele Gedanken und Erlebnisse, die ich vorher hatte, darin ein. Aber wenn ich einmal loslege, lege ich *los*. Dann fließen die Worte einfach aus mir raus.

Was immer das in mir drin ist, es macht mich zu dem, der ich bin. Es sorgt dafür, dass ich so bleibe, dass ich nicht lockerlasse und die Dinge auf meine Art sehe – worin ich mich, nebenbei bemerkt, nicht sehr vom Rest der Menschheit unterscheide. Wirklich nicht. Wir machen alle dasselbe durch. Ich bin bloß derjenige, der aufsteht und die Dinge beim Namen nennt.

Ich komme aus der Gosse. Ich wuchs in einer scheißarmen Gegend in Nordlondn auf, die etwa so aussah, wie man sich heutzutage Russland vorstellt. Es herrschte totale Kontrolle. In allem. Und dann die *Selbstverständlichkeit* dieser Unterdrückung. Die Menschen wurden in das »Shitstem«, wie die Jamaikaner dazu sagen, hineingeboren. Sie waren der festen Überzeugung, andere hätten das Recht, über sie hinwegzuregieren. Wie ich schon an die Adresse der Royals sagte: »Ihr könnt meine Loyalität erbitten, aber ihr könnt sie bestimmt nicht fordern. Ich lasse mich nicht zu Kanonenfutter machen.«

Ich glaube, diese Einstellung war der englischen Psyche viele Jahre lang fremd gewesen. In früheren Jahrhunderten kannte man so was durchaus, aber die viktorianische Einstellung hatte solche Gedanken zunichtegemacht. Ziviler Ungehorsam ist eine vornehme Tradition der Briten, wurde nach dem Zweiten Weltkrieg allerdings gründlich unter den Kuschelteppich gekehrt. Im Geschichtsunterricht hörte man davon nichts mehr – aber diejenigen unter uns, die gern lasen, wurden recht schnell fündig.

Ursprünglich konnte ich schon mit vier oder fünf lesen und schreiben. Meine Mum hatte es mir beigebracht. Doch als ich mit sieben Meningitis bekam, besaß ich danach keinerlei Erinnerung mehr. Ich erkannte nicht mal meine Mum und meinen Dad wieder. Es dauerte lange, bis alles zurückkam. Voller Begeisterung stürzte ich mich wieder auf Bücher – Geschichte, Geologie und alles, was mit der Tierwelt zu tun hatte, und später entdeckte ich dann Dostojewski für mich. Mit elf fand ich *Schuld und Sühne* überaus aufschlussreich – arg trostlos, aber manchmal ist es ein richtiges Aha-Erlebnis, sich im Elend und in der Tristesse von anderen zu suhlen. So in der Art: »Mann, dem geht's aber dreckig, da bin

ich mit meiner eigenen Tragödie ja noch gut weggekommen.« Bücher waren mir wahnsinnig wichtig: Sie haben mich am Leben gehalten.

Hier in den USA gab es eine öffentliche Debatte, wieso eigentlich jeder Ex-Präsident eine Bibliothek stiftet, obwohl Politiker doch nie ein Buch in die Hand nehmen. Hallo, Amerika! Das erklärt gewissermaßen eure Politik. Für mich war Lesen die Rettung, es hat mir alles zurückgegeben. Ich fand mich selbst darin wieder: Textfetzen führten zu Erinnerungen und ergaben einen sinnvollen Zusammenhang. Ich erkannte, dass ich immer noch derselbe Mensch war – nur hatte ich mich weiterentwickelt. Ich konnte mich selbst beobachten, aus mir heraustreten und mich fragen: »Was machst du für einen Murks? Warum lernst du nicht, wie es richtig geht, anstatt einfach loszustolpern, ohne vorher darüber nachzudenken?«

Vielleicht hab ich damals zu viel von meinem jüngeren Ich erwartet – schließlich war ich gerade mal sieben Jahre alt! Aber ich stelle immer hohe Anforderungen an mich. Kein Mensch kann etwas so Schlechtes über mich schreiben, dass ich nicht selbst schon darauf gekommen wäre, und bei richtig brutalen Verrissen denke ich meistens: »Mann, da waren sie ja noch gnädig.« Wie man auf den kommenden Seiten sehen wird, bin ich selbst mein schärfster Kritiker, und dieses Buch ist wesentlicher Bestandteil meiner Auseinandersetzung mit mir selbst – ein lebenslanger, nie abgeschlossener Prozess.

Mit achtzehn, neunzehn war ich definitiv bereit loszuschlagen. Was dann kam, war so irre, weil ich selbst nie darauf gekommen wäre. Aber als es hieß: »Willst du nicht in unserer Band singen?«, dachte ich: »Wow, logisch! Jetzt passt alles zusammen!« Ich ließ nicht locker, trotz der Tatsache, dass die

anderen zu den ersten Proben gar nicht auftauchten, und zahllosen anderen Schwierigkeiten mit den frühen Sex Pistols.

Ich brachte keine Notizhefte voller Songtexte mit, sie kamen einfach so aus mir raus. Ich nutze mein Hirn als Archiv. Ich mach mir gerne Notizen, aber sobald ich etwas hingeschrieben habe, ist es mir fast schon egal. Ich denke schneller, als ich schreibe, darum hab ich eine Menge Speicherplatz zwischen den Ohren.

Es war ein Wahnsinnsgefühl, diese Sachen rauszubrüllen. Ehrlich gesagt hätte ich mir nie vorstellen können, wie viele Leute sich das irgendwann anhören würden. Ich hatte mir die Pistols eher als Band für kleine Clubs vorgestellt. Ich machte mir keine großen Hoffnungen. Das Musikgeschäft war damals längst eine geschlossene Gesellschaft, genau wie alle anderen Bereiche des Lebens. Die ganzen Freie-Liebe-Bands der Sechziger hatten sich die besten Plätze gesichert und ließen keine Mitfahrer mehr in den Bus.

Nach ein, zwei Jahren trafen einige der ersten Songs, die ich schrieb, einen Nerv: »Anarchy In The UK« und »God Save The Queen«. Ich möchte Englands öffentlichen Bibliotheken an dieser Stelle danken: Sie waren mein Testgelände. Dort lernte ich, mit solchen verbalen Granaten um mich zu schmeißen. Als Stimme der Rebellion warf ich keine Schaufensterscheiben ein, ich schmiss Worte dorthin, wo sie Wirkung zeigten. Worte sind das, worauf es wirklich ankommt.

Stadträte und Abgeordnete stritten öffentlich über mich und beriefen sich dabei wütend auf den »Traitors and Treason Act«. Das war ein Vorwurf von immenser Tragweite. Dieses Gesetz war sehr alt und sah laut Auskunft meines Anwalts tatsächlich noch die Todesstrafe vor. Huch! Wie bitte? Für Songtexte? Es ist ja wohl absurd, wenn eine Regierung dem Volk vorschreibt, was es tun soll und was nicht. Wir

haben sie doch schließlich gewählt – aber nicht dafür, dass sie uns zum Dank erklären, was wir falsch machen. Sie sollten lieber hervorheben, was wir richtig machen. Urteilt nicht, stellt euch dem Urteil.

Dieses ganze Desaster weckte den kleinen Querulanten in mir – die Vorstellung, dass Worte tatsächlich Waffen sind und von den Herrschenden auch so aufgefasst werden. Was für ein Kick das war! Absolut – wow! Das gab mir mein Mandat. Es war mir todernst damit. Das war kein Spaß. Ich verabscheue jede Form von Regierung zutiefst. Diese hier erklärte mir, ich dürfte bestimmte Dinge nicht sagen – anders ausgedrückt, mir wurde das Recht auf freie Meinungsäußerung verwehrt. So entdeckte ich, dass ich wirklich zum Stachel im Fleisch der Obrigkeit werden konnte.

Nicht viele »Popstars« gehen so weit. Na gut, in Russland gibt's jetzt die Pussy Farts, und ich bin voll auf ihrer Seite. Ich liebe ihren Mut. Aber bis diese Mädels auftauchten, war ich als Einziger politisch so brisant, dass ich ernsthafte Schwierigkeiten riskierte – und dabei hab ich mich die ganze Zeit schlappgelacht. Unser sogenannter Manager Malcolm McLaren hat sich in die Hose geschissen, und der Rest der Band auch. Eigentlich war das der Grund, warum es mit den Pistols zu Ende ging: Sie hatten panische Angst davor, in Dinge verwickelt zu werden, die sie als skandalös empfanden. Für mich waren das die Fragen, die gestellt werden mussten. Fast ein öffentliches Forschungsprojekt: Was darf man aussprechen und was nicht? Warum um Himmels willen darf man nicht »bollocks« sagen? Wer will mir das verbieten? Das brachte mich auf den Weg, den ich heute verfolge. Immer alles beim Namen nennen. Und niemals klein begeben.

Ich hab mal ein Live-Video von Iggy Pop gesehen, wo er »Down in the street where the faces shii-iiine« singt, und war

total beeindruckt von der schieren Wüstheit des ganzen Auftretts – keinerlei Hemmungen, sondern VOLLES ROHR. Da stand er mit seinen langen, blonden Haaren und Mascara – Iggy! Ich fand es toll, denn der Mann scheute sich nicht, seine Message rüberzubringen: »Hier bin ich. Gewöhnt euch dran.« Diese Tollkühnheit.

Man kann nicht erwarten, dass man immer akzeptiert wird. Manchmal ist es auch ganz nützlich, wenn das nicht der Fall ist. Aber sobald du den Mut aufbringst, dich auf die Bühne zu stellen, gehört sie dir. Kneif nicht davor. Und ich kneife ganz bestimmt nicht.

Ich hab mir nie auf die Schulter geklopft, auch wenn ich immer wieder bei null anfangen musste. Denn meistens stand schon das nächste Problem vor der Tür, und dann das übernächste. Für mich ist das Ganze keine Trophäenjagd. Ich spreche nur Sachen aus, von denen ich glaube, dass man sie ansprechen muss.

Ich hab meinen Teil gesagt. Die politischen Missstände Großbritanniens – ich denke, dieses Feld hab ich mit den Sex Pissups hinreichend beackert. Man muss sich dann dem nächsten Thema zuwenden, und das war bei mir meine eigene innere Befindlichkeit. Ich musste mit mir selbst ins Reine kommen. Rausfinden, was bei mir nicht stimmte. Bevor man anfängt, mit dem Finger auf andere zu zeigen, sollte man sich erst mal darüber klar werden, was bei einem selbst nicht richtig läuft. Dafür nutzte ich meine nächste Band, Public Image Limited, kurz PiL. Ich wollte nicht mehr der Kopf des Ganzen sein. Ich war überzeugt, dass die anderen sich mir gegenüber gleichwertig fühlten.

Und so brachten wir ein paar aufregende Sachen zustande, die auch heute noch richtungsweisend sind. Ich liebe mein Pubic Hairs Limited. Wir sprengten den Rahmen dessen, was

die Leute damals unter richtiger Musik verstanden. Es veränderte für immer das Konzept von Musik. Kurz: Ich habe die Musikwelt gleich zweimal revolutioniert.

Es fällt mir schwer, mich an die genauen Details zu erinnern, aber irgendwann in den Achtzigern oder Neunzigern bot die britische Regierung mir in den Orden des »Britischen Empires« an. Sie dachten wohl, ich würde langsam handzahn, aber dann können sie *Metal Box* und *Album* nicht richtig gehört haben. Den Texten wurde keine große Bedeutung beigemessen, und das war ein Fehler. Ich beschäftigte mich damals mehr mit mir selbst als damit, was um mich herum passierte. Deshalb kamen sie wohl auf die abstruse Idee, ich würde mich irgendwie von ihrem »Shitstem« vereinnahmen lassen. Aber nicht mit Johnny, Freunde. Ich misstrauere dieser Art von Selbsterhöhung. Für mich ist so was überflüssig. Nicht, dass ich ein bisschen Pomp und Trara nicht zu schätzen weiß – ich möchte nur keinen Anteil daran haben.

Und das Beste: Als ich kürzlich mit den amerikanischen Behörden wegen meiner Einbürgerung zu tun hatte, teilten sie mir mit, dass die Briten immer noch eine Akte über mich führen. Nicht zu fassen!

Ich verlange einfach nur Klarheit und Transparenz, damit ich weiß, wer was macht und mit wem. Meine einzigen wahren Feinde sind Lügner. Sie tun alles, um mir Steine in den Weg zu legen. Sie wollen, dass weiter Verblödung herrscht, denn so ist es bequemer für sie. Und natürlich auch für die Vollpfosten, die jeden Scheiß glauben, den sie in der Boulevardpresse lesen.

Ich weiß verdammt gut, dass dieses Buch denen am meisten Spaß machen wird, die mich hassen. Denn jede zweite Zeile darin wird sie in ihrem Hass bestätigen. Na und? Hauptsache, sie haben überhaupt eine eigene Meinung, auch wenn sie negativ ausfällt! Wie gesagt, Wut ist eine Energie.

Also, hier nun *Mein Leben unzensiert*. Eigentlich müsste da noch ein kleiner Zusatz stehen: *Obwohl sie's versucht haben*. Zensur ist etwas, das mir schon immer unangenehm aufgestoßen ist. Auf so was verfallen in der Regel nur Leute, die nicht gerne ernsthaft nachdenken und sich auch nicht gerne selbst hinterfragen. All jene, die lieber über andere urteilen und Angst vor der Zukunft haben. Die Zukunft ist ungewiss – also stürzen wir uns hinein und schauen, was sie bringt. Es gibt ein altes Sprichwort, das völlig recht hat: Es gibt nichts zu fürchten, außer der Furcht selbst.

Dieses Buch erzählt das Leben eines Menschen, der leidenschaftlich gerne Risiken eingeht. Risikobereitschaft liegt mir im Blut. Sie fördert das Beste in mir zutage. Anfang 2014 stürzte ich mich in eines der größten Wagnisse für mich überhaupt: drei Monate auf USA-Tournee als Herodes in *Jesus Christ Superstar*. Ja, ich weiß – der Schockeffekt und die vernichtende Kritik waren bereits eingeplant. Herrlich! Mehr davon! Aber das ist nichts im Vergleich zu dem Gewinn, den ich mir als Mensch davon versprach. Ich würde Regieanweisungen beachten und mich an ein Drehbuch halten müssen. Die ultimative Herausforderung! Eine Woche bevor die Tournee losgehen sollte, wurde sie dann ohne nähere Begründung abgesagt.

Noch eins: Ich werde versuchen, so nah an der Wahrheit zu bleiben, wie es geht, ohne andere persönlich anzugreifen. Denn jeder verdient die Chance, sich zum Besseren zu verändern. Egal, wie oft er dabei scheitert. Ich hab einiges mitgemacht und möchte das nicht durch unnötige Gehässigkeit gegenüber irgendwelchen Nebendarstellern entwerten. Die Gehässigkeit überlasse ich lieber diesen Ratten und Kläffern.

Ich werde mein Scheißbestes tun, mich daran zu erinnern, wer ich eigentlich bin. Ich hab vielleicht ab und zu keinen

Bock, mich an die streng chronologische Schilderung meines Lebens zu halten. Doch ich will aufrichtig, offen und ehrlich sein. Die ganze Wahrheit und nichts als die ... Wobei: *I could be wrong, I could be right.*

Alles im Leben ist irgendwie verknüpft. Unberechenbar bleiben ist das Leitmotiv meines Lebens. Ich wage mich vor, und die anderen folgen, wenn es sicher ist. Ich bin ein Störfaktor. Ich bin ein Typ, der aufsteht und Farbe bekennt – in einer Welt, in der scheinbar alle farbenblind sind.

1

BORN FOR A PURPOSE

Trials and tribulations!«, schrieb ich in den frühen Achtzigern, als ich die chaotischen Umstände meiner Geburt zu verarbeiten versuchte. »When I was born, the doctor did not like me/He grabbed my ankles, held me like a turkey/Dear Mummy, why d’you let him hit me/This was wrong, I knew you did not love me.« Drei Strophen weiter hat man die Erkenntnis gewonnen, dass ich ein äußerst ungehaltenes Baby war.

Ich bin wirklich stolz auf »Tie Me To The Length Of That«. Damals liefen im Fernsehen ständig diese Medizinsendungen, in denen man richtige Geburten sehen konnte. Das Fernsehen wurde gerade etwas mutiger in dem, was es dem Publikum an Bildern zumutete. Während mir also allseitig Säuglinge entgegenflutschten, konnte ich nur eins denken: »Das arme Baby. Kaum draußen, kriegt es schon eins hintendrauf!« Das machten sie natürlich aus gutem Grund, aber ich dachte nur: »Wie traumatisch muss das sein, wenn man nach der Sicherheit des Mutterleibs erst mal mit einer Klatsche begrüßt wird.«

Mein Vater war stocksauer, als er das Stück hörte, weil er darin vorkommt, als »stupid drunk – then the bastard dropped me«. Das hatte mir meine Tante erzählt, und meine Mutter hatte es danach bestätigt: dass er betrunken aufgekreuzt ist, der stolze Vater. Er hatte sich den ganzen Tag freigenommen, und vor lauter Panik führte dann eins zum anderen. Ich kam erst in den frühen Morgenstunden des 31. zur Welt, im bitterkalten Januar 1956, und er hatte die ganze Nacht lang seine »Panik« bekämpft.

So hingestellt zu werden machte ihn sauer: »So war dat nich! *Na ja* ... vielleicht *war* es so, aber dann aus ganz andern Gründen!« Armer Daddy. Ich machte das nicht aus Gehässigkeit oder um es ihm heimzuzahlen. Ich wollte, wie gesagt, bloß in einem Song ausdrücken, wie ich das als Baby empfunden haben muss. Deswegen liebe ich das Songschreiben: Ich dringe immer tiefer in mich selbst vor.

Es gibt ein Foto von der Hochzeit meiner Eltern, das für mich von mysteriöser Bedeutung ist, denn ganz rechts am Bildrand sieht man meine Tante Agnes mit einem Baby im Arm. Es drängt sich die Erklärung auf, dass ich das bin. Ergo: Ich bin ein Bastard! In jüngster Vergangenheit sind sogar weitere Kinder zum Vorschein gekommen, die meine Mutter offenbar außerehelich zur Welt gebracht hat. Ich konnte niemals eine ehrliche Antwort aus der einschlägigen Verwandtschaft herausbringen. Niemand von denen redet, alle sind verschlossen, alles ist und bleibt mysteriös. Solange ich dieses Rätsel meiner eigenen Geburt und Stellung nicht geklärt habe, befasse ich mich nur ungern mit weiteren angeblichen Familienmitgliedern.

Ich besaß keine Geburtsurkunde und hegte den Verdacht, dass ich möglicherweise deshalb nicht in London geboren wurde, weil mein Vater fürchtete, zum Wehrdienst eingezo-

gen zu werden, und deshalb abgetaucht war. Aus naheliegenden Gründen muss ich da genauso vage bleiben wie meine Mutter und mein Vater mit Auskünften über sich selbst und alles andere. Sie auszuquetschen war ein Ding der Unmöglichkeit. »Hallo, bin ich ein Mitglied dieser Familie?« »*Na jaaaaaaa ...*« – das war der Humor meiner Mutter, einigermaßen verwirrend, wenn man noch klein ist. Ich hielt dadurch ständig Augen und Ohren offen, um später durch die Hintertür darauf zurückzukommen. Eltern kennen tausend Tricks, um dich an der Nase herumzuführen. Als Erwachsener kommt dir das dann sehr zugute.

Dadurch lernte ich, mich klug anzustellen. Besser, als wenn sie dich einfach ignorieren oder dir von der Zahnfee erzählen – nein, da hatten sie schon mehr Niveau. Sie machten einen nicht mit Hirngespinnsten gefügig. In unserem Haus war vollkommen klar, dass der Nikolaus entweder brennen oder zu Brei geschlagen würde, falls er versuchte, den Kamin runterzukommen. Als zutiefst suspekter Erscheinung, die er war – ein Pfaffe und potenzieller Kinderschänder!

Damals war es ein bisschen anders als heute. Keiner traute keinem. Mum und Dad waren sehr rückwärtsgewandte Leute. Nicht dumm, auf ihre Art waren sie gewitzt, denn sie waren Überlebenskünstler. Aber so, wie die Dinge in England liefen, fühlten sie sich immer irgendwie manipuliert.

Mein Dad, John Christopher Lydon, kam aus Galway und war es gewohnt, mit allen möglichen schweren Baumaschinen zu arbeiten. Er war nach London gekommen, um Arbeit auf den Baustellen zu finden, und bekam rasch die nötige Lizenz, um Kräne und anderes Gerät zu führen. Als Handlanger hat er sich nie verstanden.

Sein Vater wiederum war ein brutaler, rauflustiger Sonderling. Er hatte noch vor meinem Vater nach England rüber-

gemacht und wohnte in der Nähe, doch die beiden konnten sich nicht besonders leiden. Mein Dad war dauernd bei ihm und versuchte, einen Draht zu ihm zu finden. Wir nannten ihn immer den »Owl Fella«, soll heißen »Old Fellow« – mit einer Eule hatte er nichts gemein. Er war Kettenraucher, stank nach Zigaretten und hatte immer eine Kippe im Mundwinkel. Er sprach sehr guttural, man konnte ihn nur schlecht verstehen, weil er unverkennbar Schwerstalkoholiker war. Außerdem hatte er eine Vorliebe für Prostituierte. Es war befremdend, ihn und meinen Vater im Umgang miteinander zu sehen.

Meine Mum, Eileen, war ausgesprochen liebevoll, aber auf sehr stille Art. Es wurden nicht viele Worte gemacht. Mehr brauchst du nicht, wenn du klein bist – die Aufmerksamkeit der Erwachsenen, aber die richtige Form von Aufmerksamkeit. Gesundheitlich war meine Mum immer sehr schlecht dran. Meine Eltern waren erst siebzehn oder achtzehn gewesen, als sie heirateten und sofort Nachwuchs zu produzieren begannen.

Die Familie meiner Mutter, die Barrys, kamen aus dem County Cork – aus einem Ort namens Carrigrohane. Offensichtlich hatten meine Eltern sich kennengelernt, als mein Vater dort arbeitete. Wir mussten in den Sommerferien jedes Mal zu ihnen auf den Bauernhof, eigentlich nur unserer Mutter zuliebe. Sie konnten uns nicht ausstehen, und wir mussten sie ätzenderweise tolerieren. Meine Großeltern mütterlicherseits sagten nicht viel. Die ganze Familie wäre tagelang schweigend dagesessen, wenn man die Worte nicht aus ihnen herausgepresst hätte. Eine sehr stille Form der Existenz, sehr bizarr. Meinen Dad machte das kirre, denn er war – auf seine Art – sehr gesprächig.

Gegen meinen Vater hegten sie irgendeinen unausgesprochenen Groll. Sie unterhielten sich nicht mit ihm, und er

nahm es hin. Anscheinend war er ihnen nicht gut genug für ihre Tochter. Schon ein starkes Stück, denn Jahre später fanden wir heraus, dass meine Großmutter mütterlicherseits von ihrer Familie verstoßen worden war, als sie Jack Barry heiratete, den Vater meiner Mutter, der eine Art Held des »Unabhängigkeitskrieges« war, haha.

Offenbar besaß die Familie meiner Mutter Geld – oder was man darunter versteht. Nicht-Iren ist das schwer zu erklären, aber Geld haben bedeutet, dass einem der Hof gehört. Jack hatte seinen eigenen Hof nach dem Krieg aufgebaut, nachdem der Süden Irlands zum Freistaat erklärt wurde. Er hatte es also eindeutig zu etwas gebracht, aber das Urteil über ihn war schon gesprochen, und die Iren können fürchterliche Snobs sein – noch schlimmer als die Briten mit all ihren Klassenschranken. Das schwingt unterschwellig immer mit.

Unser Londoner Leben spielte sich vollständig in unserem Viertel ab. Wir selbst und alle um uns herum waren scheißarm. Wir hatten gar keinen richtigen Begriff davon, was Geld eigentlich bedeutete. Wir wohnten damals in der Benwell Road, genau da, wo Arsenal jetzt das Emirates Stadium gebaut hat. Direkt bei der Eisenbahnbrücke in einem Häuserblock des Guinness Trust, der sich Benwell Mansions nannte. Die Bude zur Straßenseite hin wurde bei unserem Einzug von einem Penner namens Shitty Tom okkupiert. Man ging den Flur runter, und dann kamen unsere zwei Zimmer zum Hof raus – eine Küche, ein Schlafzimmer und ein Außenklo, das öffentlich zugänglich war. Nachts fand man darauf oft irgendwelche sturzbesoffenen Typen, was bedeutete, dass wir in der Kindheit daran gewöhnt waren, vorwiegend den Pisspott zu benutzen. Außerdem gab's da einen alten Luftschutzraum, aber weil die Leute ihren Müll reinwarfen, war er voller Ratten.

Im Schlafzimmer hausten Mum, Dad, ich und meine kleineren Brüder – Jimmy, Bobby und schließlich Martin. Das waren dann sechs – vier Kinder, zwei Erwachsene. Es herrschte kein übertrieben zärtlicher Umgang, das war überhaupt nicht nötig. In einem winzigen Zimmer mit Ölofen, zwei Doppelbetten und einem Kinderbett kam es ohnehin zu jeder Menge Körperkontakt, zusätzliche Streicheleinheiten hätten da gerade noch gefehlt. Denn im Winter kuschelten sich eh alle unter den alten Mänteln zusammen.

Die Monatsmiete betrug sechs Pfund oder so. Wenn ich solche Bemerkungen höre wie: »Guck dir die Pakis an, acht in einem Zimmer!«, muss ich heute noch denken: »Mann, das ist nicht nur dummes rassistisches Gewäsch, ich bin selber so aufgewachsen.« Und ich weiß, bei den meisten in unserer Nachbarschaft war es genauso. Wir wären nie darauf gekommen, dass es etwas mit der Hautfarbe zu tun haben könnte. Es war schlicht soziale Verelendung.

Als Shitty Tom starb, bekamen wir das vordere Zimmer mit dazu. Der Kerl hat nie was weggeworfen, man kann sich also vorstellen, wie's da aussah. Und der Geruch blieb auch ziemlich lange haften, denn er hatte gut eine Woche tot drin gelegen, bevor ihn jemand entdeckte. Irgendwie hab ich das Gefühl, permanent von miefenden Leichen umgeben gewesen zu sein.

Ich musste schon früh lernen, meinen kleineren Brüdern den Hintern abzuwischen. Aus reiner Notwendigkeit, es ging halt nicht anders. Meine Mum war die meiste Zeit über sehr krank, und irgendwer musste es machen. Ich finde den Gedanken auch heute noch kein bisschen eklig, es ist ja nur menschlich. Andererseits fand ich es toll, dass meine Mutter mir diese Aufgabe übertrug. Ich wollte Verantwortung übernehmen. Ich wusste, ich konnte bei Tagesanbruch auf-

stehen und Porridge machen. Mir gefiel es, den Laden zu schmeißen.

In unserer Nachbarschaft war das allgemein üblich, glaube ich, man kümmerte sich um die Kleineren. Das sind alles soziale Werte, die sich blöderweise in Auflösung befinden. Ich meine das nicht auf romantisch verklärte Weise, weil ich mir vorstellen kann, dass es vor dem Zweiten Weltkrieg hieß: »Ich hasse dich mehr, als du mich hasst.« Ich glaube nicht, dass da großes Gemeinschaftsgefühl herrschte. Es gab nur unglaublich arrogante viktorianische Großkotze auf der einen Seite und unglaublich verelendete Hungerleider auf der anderen. Aber nach dem Krieg war die Gesellschaft eine andere. Man musste zusammenhalten, denn nur so konnte man überleben.

Dad war häufig unterwegs. Oftmals zogen wir dann mit ihm, egal, wo er gerade Arbeit gefunden hatte. Als ich etwa vier Jahre alt war, wohnten wir in Eastbourne. Das war vielleicht ein übles Loch. Ich denke mit Schrecken daran, denn unsere Wohnung lag direkt am Meer, und die Brandung machte mir nachts eine Scheißangst. Ich erwartete immer, eine Welle würde ins Zimmer schwappen und uns alle wegspülen.

Die meiste Zeit war meine Mum mit uns allein. Wenn Dad nicht da war, machte es mir gar nichts aus, mich um sie zu kümmern. Irgendwer musste es ja machen, und mir war das sehr recht. Ich habe die Veranlagung, mich um andere zu kümmern – war immer schon mein Ding.

Meine Mutter lebte in ständiger Sorge. Es tauchten andauernd windige Typen auf, die sich wohl dachten: »Hmmmm, ein wehrloses Frauchen.« Wenn es an der Tür klopfte, sagte Mum dann: »Zieht die Vorhänge zu und seid still, bis er wieder weggeht.« Wir waren also immer sehr misstrauisch

gegenüber Fremden. Gegenüber fremden Kerlen. Ich war absolut in der Beschützerrolle. Das ist die einzige Situation, in der ich ausraste – wenn enge Freunde oder meine Familie bedroht werden. Dann greift Gandhi zur Bazooka.

Die zahllosen Fehlgeburten förderten auch nicht gerade Mums Gesundheit. Mit Empfängnisverhütung hatten die Leute damals nicht viel am Hut. Im Gegenteil, das hätten sie als Todsünde betrachtet, wie es ihnen von oben eingetrichtert worden war – katholische Priester machen dich zur Gebärmaschine.

Einmal war ich als Einziger bei ihr, als sie eine Fehlgeburt erlitt. Wir hatten zwar überall Verwandte, aber manchmal musst du allein klarkommen. Es ist wirklich kein Spaß, einen Eimer mit einer Fehlgeburt – man sieht kleine Finger und so Sachen darin – zum Außenklo zu tragen und runterzuspülen. Im Haus gab es kein Telefon, darum musste ich erst das erledigen, bevor ich den Arzt holen gehen konnte, zu dem es ein ziemlicher Fußmarsch war.

Sonst waren aber immer Familienmitglieder zur Stelle, wenn Not am Mann war. Tante Agnes, die den Bruder meines Vaters geheiratet hatte, wohnte wie wir in der Siedlung in der Benwell Road. Dann war da noch Tante Pauline, die bei uns einzog, als wir uns noch mit zwei Zimmern begnügen mussten. Wenn ich jetzt als Erwachsener darüber nachdenke, kann ich mir kaum vorstellen, wie schwierig das für meine Eltern gewesen sein muss: die beiden in dem einen Bett und die Schwester meiner Mum mit mir und Jimmy im anderen. Klein und gemütlich ist was anderes.

Ich liebte Tante Pauline. Sie war wie die große Schwester, die ich nie hatte – wunderbar warmherzig, aber zugleich absolut unnahbar, ganz typisch für eine Barry. Nach dem Tod von Shitty Tom hatten wir ein Extrazimmer für Tante Pau-

line, dann kam auch noch Onkel George dazu. Ich vergötterte den Kerl.

Weihnachten mussten wir in die Kirche gehen, aber Tante Pauline weigerte sich. Als wir zurückkamen, hatte sie allen Spielzeugsoldaten, die ich gerade erst geschenkt gekriegt hatte, die Köpfe abgebissen. Ich weiß bis heute nicht, warum. George kaufte mir zum Trost so eine Art Legosteine, wenn auch als billigere Kopie. Als er den Karton auspackte, waren meine Tränen vergessen. Ich spielte den ganzen Nachmittag mit ihm und werde es nie vergessen, denn er nahm sich so viel Zeit, mich zu beschäftigen und mir alles zu zeigen.

Nach ein paar Jahren heiratete er Pauline, und die beiden wanderten nach Kanada aus. Die Hochzeit hat mich aus vielen Gründen schwer beeindruckt, vor allem wegen der Begegnung mit Georges Bruder. Sein Name fällt mir nicht mehr ein, aber er war ein richtiger Celtic-Hooligan, mit einer langen Narbe quer übers Gesicht. Dazu meinte er nur: »Da hat mich einer mit der Axt erwischt!« Echt beeindruckend! Was für ein Streetfighter, Alter. Wow!!

Meine Mutter war fest entschlossen, mich zu einem intelligenten Menschen zu erziehen. Ihr verdanke ich es, dass ich mit vier schon lesen und schreiben konnte, lange bevor ich in die Schule kam. Als ich dann endlich auf die Grundschule Eden Grove gehen durfte, eine katholische Schule, hatten die Nonnen ein echtes Problem mit mir: Ich war nicht nur Linkshänder, ich konnte fließend lesen und schreiben. Für mich hieß das in der Ecke sitzen und warten, bis die anderen auch so weit waren. Das führte bei mir zu Lethargie und – aus unerfindlichen Gründen, ich war nämlich sehr schüchtern und still – bei den Nonnen zu Aversionen. Plötzlich hauten sie mir so was um die Ohren wie: »Aha, du bist Linkshänder, das ist das Zeichen Satans!« Was für ein Signal ist das für einen

Fünfjährigen, der bereits lesen und schreiben kann? Was soll so ein böstiger, gehässiger Schwachsinn?

Das setzte sich dann erbittert fort, diese totale Abneigung mir gegenüber, weil ich ein Besserwisser wäre oder was weiß ich. Normalerweise schlugen sie dir mit der scharfen Kante eines Lineals auf die rechte Hand, aber weil ich Linkshänder war, schlugen sie bei mir auf die linke ... um sicherzustellen, dass ich mit der rechten schrieb! Aber das funktionierte nicht. Mein Gehirn war nun mal anders gepolt. Zudem war es total lächerlich, denn ich musste ja gar nicht in Lesen und Schreiben unterrichtet werden. Das hatte man mir schon zu Hause beigebracht.

Eden Grove war eine kleine Schule mit direktem Anschluss an eine katholische Kirche – alle Klassen im Obergeschoss waren über einen Durchgang mit der Kirche verbunden, und die im Erdgeschoss über einen Innenhof. An der Kirche führte praktisch kein Weg vorbei, alles war total frömmlicherisch. Egal, was man auch tat, es war falsch, und Gott bestrafte einen irgendwann dafür – was für eine bescheuerte Einstellung. Auf solche Bosheit war ich im Alter von fünf nicht vorbereitet.

Geistliche haben mich immer verschreckt. Als Kind hatte ich entsetzliche Angst, in die Kirche zu gehen. Die Priester wirkten auf mich wie Dracula oder andere Gestalten aus den Horrorfilmen der Hammer-Studios. Christopher Lee! Sie hatten immer so eine dogmatische, diktatorische Art, und dazu diese hochfahrende Missbilligung. Die Nonnen waren noch schlimmer. Müffelnde alte Frauen, von Menschenhass zerfressen. Bräute Christi? Ich bin sicher, er hat sich was Besseres erhofft.

Viele der Ansässigen waren von den irischen Zuwanderern schon nicht begeistert gewesen. Aber was ihnen überhaupt nicht passte, war eine katholische Schule, nebst Kirche, in-

mitten ihrer schönen Sozialwohnungen. Für sie war das vermutlich so wie heute für viele der Bau einer Moschee, etwas bedrohlich Fremdes. Man galt für sie als Außenseiter, wenn man irgendwas damit zu tun hatte.

Ich habe mich nie als Ire empfunden. Ich war immer der Ansicht: »Ich bin Engländer, hier komm ich her und fertig.« Denn genau das rieben sie einem immer unter die Nase, wenn man nach Irland kam. »Oirisch bis du aber nich!«, sagten die Einheimischen immer. »Shot by both sides«, kann ich nur sagen – um einen Song von Magazine zu zitieren. Den höre ich immer noch gerne – sehr treffender Text.

Meine Brüder und ich sprachen die ortsübliche Lingo, aber ich hatte völlig vergessen, wie heftig der Akzent meiner Eltern war. Vor allem meine Mutter war tiefstes Cork, sehr ländlich geprägt. Als wir uns nach Malcolms Tod altes Filmmaterial von den Sex Pistols anschauten, entdeckte ich darunter ein Interview mit meiner Mutter. Der ganze Krempel war in irgendwelchen Lagerräumen begraben gewesen, und als ich das Interview wieder hörte, war ihr breiter Akzent ein echter Schock für mich. Ihre Aussprache war kaum zu verstehen.

Mum und Dad versuchten religiös zu sein, aber das klappte eindeutig nicht allzu gut. In der katholischen Kirche dreht sich alles ums Geld, und wir hatten nun mal keins. An Sonntagen wurden wir in die Messe geschleift. Aber Mum und Dad ersparten uns, solange wir noch klein waren, netterweise die Frühmesse und gingen immer erst abends um sieben. Was ich großartig fand, denn auf diese Weise mussten wir nicht *Stars On Sunday* mit Jess Yates im Vorabendprogramm anschauen.

In der Schule fand ich selbst schnell heraus, wie der Hase lief. Ob ich wusste, dass es dort sexuellen Missbrauch gab?

Oh ja, aber ab-so-lut. Institutionalisierte Missbrauch, ver-tuscht und geduldet. Alle verdrückten sich schnell, wenn der Pastor auf Stippvisite kam, und unter allen Umständen musste man sich vom Chor oder irgendwelchem Messdiener-Stuss fernhalten, denn das war der Direktkontakt Nummer eins. Deswegen lernte ich, absichtlich falsch zu singen, denn sonst hätte ich in etwas Unschönes reingeraten können. Die Liebe zum Singen wurde mir also von dämlichen Priestern ausgetrieben. Leicht nachvollziehbar, wie froh ich war, später bei den Sex Pistols zu landen und die Welt zum Besseren zu verändern – mit Rache im Herzen.

Trotz alledem war ich ein fröhliches Kind. Um mich herum regierte Schmutz und Armut, England hatte gerade erst die Ära der Rationierung hinter sich. Aber ein schöner, heißer englischer Sommertag war für mich wohl von größerer Bedeutung. Das sind meine schönsten Erinnerungen, Tage wie diese. Früher wurden sie auch »Salad Days« genannt. Warum sie so hießen, habe ich als Kind nie kapiert, denn mir grauste vor Salat. Meine Mutter verstand unter Salat vor allem Heinz Salad Cream, und ein paar schrecklich aussehende, bleiche Blätter. Das einzig Schmachhafte daran war die Rote Beete. Ich liebe eingelegte Rote Bete. Ich kann mich hinsetzen und ein ganzes Glas davon auf einmal essen. Ich bin verrückt danach! Und Stachelbeeren liebte ich auch. Meine Mum kaufte sie jeden Sommer. Jetzt kann ich sie nicht mehr ausstehen. Eine Scheußlichkeit. Ich verstehe nicht, wie ich jemals etwas so Saures runterkriegen konnte. Es war eine Tortur, diese Dinger zu essen, aber vielleicht lechzte mein Körper ja danach, weil er an Skorbut oder Vitamin-C-Mangel litt.

Ich mochte die Klamotten, die meine Mum uns aussuchte. Ich war vernarrt in die Tartan-Westen und kleinen dreiteili-

gen karierten Anzüge. Sie zog uns gut an, mich und Jimmy im Partnerlook, aber das war in Ordnung. Es hatte was von: Unsere Gang trägt das und Schluss. Es war nicht das, was andere Kinder trugen, und vielleicht hat sich mir das eingeprägt, dass Individualität etwas Gutes ist.

Ich rechne das meiner Mutter hoch an, weil ich weiß, wie arm wir waren. Ich weiß, wie sie sich abmühen musste, damit wir überhaupt irgendwas anzuziehen hatten. Uns war immer bewusst, dass wir uns eigentlich nicht das Geringste leisten konnten. Ich habe sogar eine fast liebevolle Erinnerung daran, wie wir einmal kurz vor dem Verhungern standen – wir waren komplett pleite und hatten nichts mehr zu essen, außer einer einzigen Dose Heinz Mulligatawny für uns alle. Sie war ein Mitbringsel von Dad, und so saßen wir alle um diese Dose Mulligatawny herum. Ich glaube, heute wird die Sorte gar nicht mehr hergestellt, und das aus gutem Grund. Es war so eine Art Currysuppe und einfach ungenießbar – extrem scharf. Ergo: »Da verhungere ich lieber.« »Na dann verhungere mal!«

Natürlich sahen auch wir schöne, große Häuser und solche Dinge, aber man hatte keinerlei Bezug dazu, man verstand es nicht. Es war mir unbegreiflich, dass Menschen in so großen Häusern leben konnten. Ich fragte mich immer: »Was machen die denn nur mit all den vielen Zimmern? Wie kann man nachts schlafen, wenn man so viele Fenster zu verriegeln hat?«

Der Sommer war meine liebste Jahreszeit, denn das bedeutete, dass wir den ganzen Tag draußen sein konnten und nicht nach Hause mussten – wir vergaßen unser Zuhause und waren bitterlich bestürzt, wenn es abends dunkel wurde. Dann hörte man es von überall rufen und schreien: »Wo steeeeeckt ihr!« Es gab noch Trümmergrundstücke vom Krieg,

auf denen sich Tausende von Kindern unbeaufsichtigt herumtrieben. Die reinsten Abenteuerspielplätze. So ein Trümmergrundstück ist ein Paradies für Kinder. Niemals Langeweile, immer was Neues auszubuddeln und zu entdecken, und dann gab's natürlich auch noch die Fabriken.

Gottverdammte, im Alter von fünf, sechs oder sieben Jahren war es richtig spannend, in Fabriken einzusteigen. Die gesamte Gegend rund um Benwell Road und Queensland Road war noch vom Krieg verwüstet, aber überall dort und in der Umgebung entstanden Fabriken. Es war dann immer ein ganzer Trupp von uns unterwegs – bei allem, was man damals anstellte, waren gleich zwanzig Kinder mit von der Partie –, und wir schichteten die Backsteine aus den Ruinen zu Treppen, um die Außenwände hochzuklettern. Wenn man erst mal auf dem Dach war, war es leicht, man sprang einfach runter. Es war eine Herausforderung, und das gefiel mir.

Am Ende der Queensland Road stand eine Fabrik von Wall's Ice Cream, die uns natürlich zum Einbruch herausforderte. Aber es war unmöglich – sie war zu modern, mit eisernen Rollläden, Gittern und Vorhängeschlössern. Man musste die Zeit abpassen, wenn die Lieferwagen beladen wurden, und versuchen, ein Eis am Stiel zu klauen, während die Arbeiter drinnen ihre Karren neu beluden. Jedes Mittel war recht, um ein Raspberry Split zu ergattern – das war damals das beliebteste Lutscheis. Innen Wall's Eiscreme und außenrum Himbeereis. Das war jedes Risiko wert.

Das Eis, zwischen das sie die kleinen Eislollis packten – kein Flüssigstickstoff, aber so was in der Richtung –, enthält irgendeine Chemikalie, damit es auf dem Weg vom Lager zum Lieferwagen gefroren bleibt. Einmal hab ich wegen einer Wette an was gelect, das ich für einen Eisblock hielt. Aber es

war keiner, und meine Zunge klebte fest. »Leck ma da dran. Trausse dich nich!« »Raaaahhh, ich mach alles, ich bin irre!« »Abhaun! Da kommse!« »Lallllullllullll!«

Ein anderes Mal wurde ich mit meinem Cousin Peter, Jimmy und noch zwei anderen beim Einbrechen erwischt. Die Bullen schleiften Jimmy und mich nach Hause, und sie müssen wohl unsere beklommenen Gesichter gesehen haben. Mein Dad machte auf, und sie fragten: »Sind das Ihre Jungs? Wir haben sie beim Einbrechen erwischt ...« Und er darauf: »Die kenn ich nich. Hab ich nix mit zu tun!« Es war klar, dass die Erwachsenen sich ohne Worte verstanden. Der eine Bulle sagte darauf: »Tja, was fangen wir dann mit denen an? Vielleicht sollten wir sie in den Norden bringen und da aussetzen.« Oh, dieses Gefühl der Verlassenheit! Ich heulte mir die Augen aus dem Kopf. Es klang so glaubwürdig.

Ich denke mal, sie als Erwachsene machten sich einen Spaß daraus. Es war auch nur eine leere Garage, in der sie uns geschnappt hatten, mit nichts drin. So wurde uns auf clevere Art klargemacht: »Finger weg von fremder Leute Sachen.« Und natürlich: »Lasst euch nicht erwischen« – das war der Standardspruch meines Dads. »Wenn ihr Scheiße baut, lasst euch nich schnappen – ihr blamiert mich ja!«

Irgendwann durften wir dann rein, aber erst nachdem wir eine Weile draußen gestanden und über unsere Verfehlung nachgedacht hatten. Das zeigte Wirkung. Damit war die Phase des fröhlichen Einsteigens vorbei. Wer weiß, wie das sonst geendet hätte? So was führt schnell auf die schiefe Bahn, Diebstahl und Einbruch, überhaupt die Annahme, du hättest ein Recht auf die Sachen anderer Leute.

Aber so war London. Kaum Autos, leere Straßen, spärliche Straßenbeleuchtung, dazu Hunderte und Aberhunderte un-

beaufsichtigter Kinder, die auf Trümmergrundstücken Gott weiß was anstellten. Völlig verwildert waren wir aber nicht, denn es hieß schon: »Mach deine Hausaufgaben, und komm mir nicht mit der Polizei nach Haus!«

Die Meningitis kam von den Ratten. Die liefen überall rum. Sie pissten auf den Boden und schmierten, wie bei Nagern üblich, mit ihrem Arsch eine Urinspur hinter sich her. Ich spielte gerne mit Papierschiffchen in den Pfützen in unserem Hinterhof, bekam das Wasser an die Finger und fasste mir natürlich auch mal an den Mund. Auf diese Weise infizierte ich mich.

Es kam nicht gleich über Nacht. Ich bekam grausame Kopfschmerzen, Schwäche- und Ohnmachtsanfälle. Ich sah Dinge, von denen ich wusste, dass sie gar nicht da waren, Feuer speiende grüne Drachen zum Beispiel. Das war das Grässliche daran: mir selbst von innen heraus zusehen zu müssen, wie ich es mit der Angst bekam wegen Dingen, von denen ich wusste, dass sie nicht existierten. Aber ich konnte meinen Körper nicht davon abhalten. Schreikrämpfe aus nackter Angst.

Am Abend bevor ich ins Krankenhaus kam, gab es Schweinekotelett, und seit damals hab ich kein Schweinekotelett mehr essen können. Ich fasse es nicht mit der Zange an. Der bloße Geruch reicht schon. Knuspriger Speck ist kein Problem, aber ein Schweinekotelett – niemals! Da ich jahrelang in diesem Schweinekotelett den Auslöser der Krankheit sah, hielt ich schließlich Schweinefleisch für die Wurzel allen Übels. Ich, der Gesundheitsapostel.

Als meine Mutter am nächsten Tag dachte: »Ach du Schreck, das wird was Schlimmeres«, kam der Doktor, und ich wurde bei seinem Hausbesuch ohnmächtig. Dann weiß ich nur noch,

dass ich im Krankenwagen lag, wo ich wieder ohnmächtig wurde, um Monate später im Krankenhaus aufzuwachen. Ich hatte sechs oder sieben Monate in einem tiefen Koma gelegen. Ab ins Koma, das war's, danach passierte gar nichts mehr.

Ich weiß noch, wie sie Finger vor meinen Augen bewegten, als ich wieder zu mir kam: »Folge meinem Finger.« Das machte ich absichtlich nicht mit. Denn obwohl ich schwer krank war, glaubte ich trotzdem, noch kränker tun zu müssen. Woher um alles auf der Welt hatte ich diese Idee? Aber ich erinnere mich, dass ich es gemacht habe, also war ich wohl immer schon ein kleiner Rotzlöffel, sogar mir selbst gegenüber.

Ich lag im Whittington Hospital, was mich immer an Dick Whittington erinnerte, eine positive Assoziation. Ich war auf einer Riesenstation mit vierzig Kindern untergebracht, viele davon schlimmer dran als ich. Selbstmitleid war also keine Option. In der Mitte gab es eine Bücherecke mit Unmengen interessanter Bücher. Einige davon überstiegen meine Auffassungsgabe, aber das reizte mich erst recht. Schon komisch, was noch funktionierte und was nicht. Ich hatte nicht vergessen, wie man liest, aber ich konnte nicht sprechen – Sprache war nicht mehr. Ich dachte immer, ich würde Wörter formulieren, aber nachher hat man mir erzählt, dass ich nur Laute von mir gab.

Manchmal, mitunter dreimal am Tag, entnahmen sie Flüssigkeit aus meiner Wirbelsäule – das nannte sich »Lumbalpunktion«. »Das wird sich jetzt wie ein Schlag gegen die Lendenwirbelsäule anfühlen, John!« Wenn sie die Nadel unten in die Wirbelsäule stachen, war das überaus schmerzhaft, und man konnte es den ganzen Rücken hoch bis zum Kopf spüren, wenn sie die Flüssigkeit raussaugten. Absolut widerlich.

Seit damals hab ich panische Angst vor Nadeln. Ich verab-scheue sie. Bevor irgendwer zum Heroinabhängigen wird, sollte er sich mal die Wirbelsäule punktieren lassen – dann wird er zweimal darüber nachdenken. Eine wirklich qualvolle Angelegenheit und auch ganz schön peinlich, selbst im Alter von siebeneinhalb, wenn dir so was hinten reingestoßen wird. Ich fand schon immer, mein Hintern gehört mir, und Popogucker mag ich nicht. Die Schwestern mussten mich damals festhalten, während das gemacht wurde. Ich schrie dermaßen vor Angst, weil ich ja wusste, wie weh es tun würde.

Das Ganze hatte definitiv einen Langzeiteffekt auf meine Körperhaltung. Die Wirbelsäule verkrümmt sich, wenn sie dir zu viel Spinalflüssigkeit absaugen. Ich sollte dann mit einem unter den Armen durchgeschobenen Besenstiel herumlaufen, damit ich die Brust rausdrückte und gerade stand. Aber bis zum heutigen Tag wird mir schwindlig, wenn ich versuche, mich komplett gerade zu machen. Das unterbricht die Blutversorgung zu meinem Gehirn, darum laufe ich lieber wie Richard III. rum.

Außerdem war mein Sehvermögen extrem geschädigt. Für eine lange Zeit machte mich das zum Brillenträger, aber irgendwann ertrug ich die Brille nicht mehr. Meine Weitsicht ist prima, da sehe ich alles scharf. Aber im Nahbereich ist es schon eine Tortur, wenn ich mir nur die Nägel schneiden will, da muss ich eine Brille aufsetzen. Ich muss die Augen zu Schlitzeln verengen, um andere Leute deutlich sehen zu können. Feine Sache, was? Die Leute denken: »Scheiße, der Typ macht mir Angst!« Haha.

Nach weiteren vier oder fünf Monaten Rekonvaleszenz im Krankenhaus war ich praktisch zum Pflegefall geworden. Ich wusste nichts mehr. Das war ein Zustand, den Gott sei Dank weder die Ärzte noch meine Eltern oder sonst wer hinneh-

men wollten. Meine Mum und mein Dad holten mich da raus. Sie trichterten mir ein, dass sie meine Eltern waren und ich ihnen einfach glauben musste. »Du gehörst zu uns, du bist unser Junge, wir lieben dich.« »Ach so! Und wer garantiert mir das?«

Es verwirrte mich, wieder zu Hause zu sein, denn ich verstand gar nicht, wo ich da war. Als würde man im Wartezimmer sitzen und nicht mehr wissen, warum man eigentlich gekommen ist – wenn sie einen so lange warten lassen, dass man den Grund vergessen hat. Oder wenn man wegen Arbeitslosengeld ansteht – dieses Gefühl des Ausgeschlossen-seins. Ich kam nicht zurecht, und das ging ziemlich lange so. Was machte ich hier unter diesen Fremden? Es war mir völlig unverständlich. In dem Zustand permanenter Erregtheit und Angst, in dem ich mich befand, konnte man nur eins für mich tun: immer wieder behutsam versuchen, mich dazu zu bringen, über den Grund für meine Ängste nachzudenken, *warum* ich Sachen nicht wiedererkannte – und mich zu überzeugen, dass ich tatsächlich hierhergehörte.

Seltsamerweise fühlte ich mich bei meinen Brüdern nie als Fremdkörper. Anders als die Erwachsenen verhielten sie sich nie so, als wäre mit mir etwas nicht in Ordnung. Das war angenehm. Wenn Jimmy mich zum Beispiel fragte: »Wo bist du gewesen? Du warst aber lange weg!«, antwortete ich: »Keine Ahnung.« Er dachte einfach, ich hätte allein Ferien gemacht.

Als ich meine Eltern zu akzeptieren begann, war es, als ob sich die Tür zu meinem Geist öffnete. In meinem Kopf machte es klick, und die Erinnerung begann einzusetzen. Es dauerte unglaublich lange, die Informationen kamen nur häppchenweise zurück, aber jedes Mal war es ein Aha-Erlebnis. Dann rannte ich immer aufgeregt zu meiner Mum, um

ihr zu erzählen, dass mir wieder etwas eingefallen war, das zu dem passte, was sie mir erzählt hatten.

Zu akzeptieren, dass sie tatsächlich die waren, für die sie sich ausgaben, war ein emotionaler Durchbruch, aber es hat mir auch die Augen geöffnet. Als Katholik muss man ja ständig ein schlechtes Gewissen haben – aber den eigenen Eltern nicht geglaubt zu haben, ist eine schlimmere Gewissensqual als alles, was die Religion dir aufbürdet. Fürchterlich. Es war so wunderbar zu erkennen, dass sie nicht gelogen hatten. Was für eine fantastische Offenbarung!

Allerdings glaubte ich ihnen Jahre später noch nicht, dass ich wirklich wieder zur Schule musste. Das habe ich nie geglaubt. Ich verharmlose das hier, aber es war mir bitterernst: So sieht ein Achtjähriger das nun mal, wenn er gerade aus dem Krankenhaus gekommen ist und einen Scheißdreck über sich selbst weiß. Oft genug kannte ich nicht mal mehr die Strecke von der Schule nach Hause und hab mich total verlaufen. Dann fragte ich in Geschäften nach dem richtigen Weg. Weil bei uns alle zusammenhielten, halfen sie mir glücklicherweise immer: »Ach, du bist der Kranke. Warte, wir zeigen dir, wo du wohnst.« Aber irgendwann hast du das satt. »Ich bin nicht krank!«

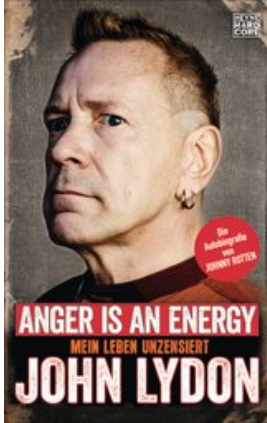
Was meine Genesung anbelangt, war der National Health Service keine große Hilfe – eigentlich gar keine. Meine Mum und mein Dad erzählten mir, im Krankenhaus hätten sie ihnen lediglich aufgetragen, nicht lockerzulassen und mich nie zu bemuttern oder zu verhätscheln. Denn wenn ich mich erst ans Durchhängen gewöhnt hätte, würde ich meine Probleme nie überwinden. Ihre Nerverei regte mein Denken an. Unruhe kann ein wirksames Instrument sein.

Der Staat hatte mich mehr oder weniger abgeschrieben, und in der Schule war ich komplett abgehängt. In einem Schul-

jahr passiert so viel, das holt man nie wieder auf. Dazu muss man noch nicht mal das Gedächtnis verlieren, ein einziges verpasstes Jahr wirft einen schon genug zurück. Alles wird zum Riesenproblem. Sich wieder einzufügen war mehr als schwierig. Die Einstellung der anderen Kinder sorgte dafür, dass dieses erste Jahr sehr einsam für mich war, ein Jahr ohne Freunde: »Oh, der ist krank, komm dem besser nicht zu nah!«

Ich hasste die Pausen und das Mittagessen, weil ich dann einfach nichts zu tun hatte. Niemand sprach mit mir. Das Gerücht hatte die Runde gemacht, ich wäre »nicht ganz da«, und genauso wurde ich auch behandelt. Ich war unsichtbar. Ich weiß, was diese Einsamkeit anrichten kann – es ist verheerend. Die Einzigen, die mit mir in der Mittagspause sprachen, waren die Frauen bei der Essensausgabe, allesamt sehr freundliche Irinnen: »Wir haben gehört, du bist krank gewesen. Wie geht es dir denn jetzt?« Ich erinnerte mich nicht mal ans Kranksein und fragte mich: »Was mache ich hier?«

Nur um irgendeine Beschäftigung zu finden, beschloss ich, nach dem Unterricht zu den Treffen der Pfadfinder zu gehen. Ganz schlechte Idee! Ich hasste es, in einem beschissenen Kreis zu hocken und zu schwören: »Dir will ich folgen und mein Bestes tun!« Was sollte das? Ich fand es dort vollkommen unsozial, weil alles streng nach Vorschrift gehen musste, und dann auch noch diese Uniform. Und wenn man sich dieses oder jenes Abzeichen verdient hatte, gab es soundso viele Verdienstpunkte. Nach einer halben Stunde hatte ich kapiert, dass ich dort meine Lebenszeit verplemperte. Da war dieser Gruppenleiter, ein echter Widerling, der wie ein Priester rüberkam, finster und undurchsichtig. Und dann das Lächeln, das sie alle zeigten. Es sah mehr wie Zähneknirschen aus. Nach diesem einen Abend sahen sie mich nie wieder.



John Lydon

Anger is an Energy

Mein Leben unzensuriert. Die Autobiografie von Johnny Rotten

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 656 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-453-26977-4

Heyne Hardcore

Erscheinungstermin: Mai 2015

Die grösste Ikone des Punk zieht Bilanz

John Lydon hat sich einen Spitzenplatz als eine der meistbeachteten Ikonen der Musikgeschichte gesichert. Unter dem Künstlernamen Johnny Rotten führte er die Sex Pistols als Leadsänger an – die berühmteste (Punk-)Band der Welt, die Mitte der 1970er-Jahre mit Singles wie »Anarchy in the UK« und »God Save the Queen« zu großem Ruhm kam. Bis heute erfindet er sich ständig neu, bleibt immer in Bewegung und ist eine der kontroversesten und interessantesten Figuren der Musik- und Kulturszene.